

**Zeitschrift:** Schweizerische Lehrerinnenzeitung  
**Herausgeber:** Schweizerischer Lehrerinnenverein  
**Band:** 53 (1948-1949)  
**Heft:** 13-14

**Artikel:** Der Mensch und sein Buch  
**Autor:** Müller, Elisabeth  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-315498>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 25.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Auf den Augenblick zu warten, der einen zusammenführen soll mit einem unbekannten Menschen, ist immer eine spannungsvolle Angelegenheit. Unbekannt? Nein — eigentlich nicht; denn ein Mensch, dessen erste Bücher man gelesen hat, soll doch kein Unbekannter sein. Und doch ist die Spannung noch größer; denn eine merkliche Angst zittert durch sie hindurch. Wie? Wenn nun da ein Mensch kommt, der gar nicht zu seinen Büchern paßt, der mich steif und förmlich begrüßt, gar etwas von oben herab — kühl, verschlossen; gesinnt, ja nicht mehr aus sich heraus zu geben, als was zu einem anständigen Gespräch unumgänglich nötig ist? Oder gar das Gegenteil: eine sprudelnde Dame, die einen mit einem Redeschwall überfällt, so daß man alle Sicherheit und Freudigkeit verliert und sich verschließt? — Ja, auf wen warte ich denn eigentlich?

Die Sache war so: Auf Wunsch des Schweizerischen Lehrerinnenvereins sollte eine einheitliche Schweizer Fibel ins Leben gerufen werden, um für den Leseunterricht nach neuen methodischen Gesichtspunkten eine Grundlage zu schaffen. Unsere bewährte Lehrerin, Frl. Emilie Schäppi, wurde beeinflußt, einen Entwurf einzusenden. Sie plante ein zweiteiliges Werklein, bestehend aus einem methodischen Teil und Heftchen mit dem ersten zusammenhängenden Lesestoff. Diesen Plan wollte sie Olga Meyer und mir vorlegen, weil sie in uns künftige Mitarbeiterinnen sah. Es handelte sich nun darum, eine erste Zusammenkunft zur Besprechung des zu schaffenden Werkes zu veranstalten. Es gibt in der Stadt Zürich der Lokalitäten genug, wo man sich zu solchem Beginnen treffen kann. Aber nein! Für die begeisterungsfähige Emilie Schäppi waren zu diesem Zwecke solche Lokale zu staubig, zu dumpf, zu prosaisch. Wo traf man sich? Kein Ort war auserlesen genug als die Grabstätte von C. F. Meyer auf dem Friedhof zu Kilchberg am Zürichsee. Zur Sommerszeit 1924, Samstagabend um sechs Uhr. Herrliches Wetter! Wunderbare Farben auf dem See! Köstliche Ausblicke auf die von der Abendsonne beleuchteten Berge. Auf der Bank, die den Ausblick gestattete auf den würdigen Obelisken, das Wahrzeichen des stillen Grabs, saßen ihrer zwei schon ein Weilchen und warteten auf die dritte im Bunde, auf Olga Meyer. Ach Gott, wie wird sie sein? Ich würde ein damenhaftes oder gar burschikoses Wesen an ihr nicht ertragen. Auch kein Sportgirl, keine Modepuppe — oder — oder ... Ei, da steht sie ja! Nein, sie sitzt schon in unserer Mitte und bricht den Bann mit dem Wort: «Prophete rechts, Prophet links, das Weltkind in der Mitte!» Ich habe keine Erinnerung mehr an unsere weitern Gespräche. Aber ist es nicht köstlich, so viele Jahre später noch das Wissen in sich zu tragen von einem einmaligen, unbeschreiblich schönen Erlebnis, da sich nicht nur die Geister, sondern auch die Herzen fanden? Nicht nur wurde der Grund gelegt zu einem Werke, das noch heute besteht, sondern zu einer Freundschaft, die ungetrübt fortgedauert und gewirkt hat bis auf den heutigen Tag. Und dieser Freundschaftsbund erhielt an jenem Abend eine würdige, unvergeßliche Weihe, indem um sieben Uhr die vielen, vielen, aufeinander abgestimmten Kirchenglocken, die von der Stadt und die aus den umliegenden Dörfern, zusammenschmolzen zu einem wunderbaren Gesang der Freude. Wir drei waren still geworden, hielten uns an den Händen und wußten, daß ein Höherer unsern Freundschaftsbund segnete.

Wenn zwei Mütter Freundinnen sind, so ist es für sie besonders reizvoll, sich die gegenseitigen Kinderchen ans Herz zu legen, gleichsam als Pfand der Freundschaft. Die Freundin soll Mitträgerin sein der Hoffnungen und Befürchtungen, der Freuden und Ängste, die jedes Kindlein mit sich bringt. Fast ebenso reizvoll ist es, wenn Freundinnen einander ihre papierenen Kinder ans Herz legen können; vielleicht schon vom Zeitpunkt an, da sich ein neues solches Kindlein im Geiste zu regen anfängt, bis zum großen Augenblick, da man das fertige Werklein in die Hände der Freundin legen kann. Wie tröstlich ist es oft, zu wissen, daß jemand ganz im stillen teilnimmt am Werdegang des Geschöpfleins; denn es gilt da auch manche Not auszustehen, auch wenn es «nur» ein Kinderbuch ist, das da werden soll: Monatelange Stauungen, «Verkehrsunfälle», die eine Vernichtung ganzer Bücherteile zur Folge haben können, Verirrungen, Zweifel am Sinn des Ganzen, das alles muß, neben der Freude am Schaffen, durchgekämpft und erlitten sein. Oft kann man nicht miteinander darüber reden, weil das Ungeborene keine vorzeitige Veräußerung erträgt. Aber man weiß das andere am Werk und teilt behutsam und still die Freuden und Nöte, die man vom eigenen Schaffen kennt. Dann wieder kann ein vertrautes Gespräch über das auszutragende Geschöpflein Wunder wirken, Knüppel auflösen, Regengüsse aufs vertrocknete Erdreich gießen, Wegweiser aufrichten, sei es auch nur dadurch, daß der Berichtende in allem Erzählen seine eigenen Ideen klärt und der interessiert Zuhörende durch sein reges Dabeisein Wege schafft zu neuen Möglichkeiten.

Ist dann schließlich das Manuskript aus der Hand gegeben und macht seinen Weg durch Verlag und Druckerei, so ist der Mutter des Kindes eigenartig wehe ums Herz. Das Kind ist fort. Sie kann es nicht mehr zurückholen und an ihm herumbürsten, sie weiß es behaftet mit mancherlei Mängeln — ja sie ist oft versucht, keinen guten Faden mehr an ihm zu finden. Auch da ist wieder das Herz der Freundin dabei. Sie trägt die Angst mit, aber sie kann auch tüchtig lachen über solche ausgefallenen Ideen! — Und dann erst das fertige Buch! Man sieht es im Buchladen herumliegen, Unbekannte legen es gleichgültig von einem Bücherstoß auf den andern, Bekannte lächeln verbindlich: «Ah, wieder ein neues Buch von ...?» In den Blättern erscheinen Besprechungen, auch hie und da wenig schmeichelhafte, lieblos und eilig hingeschriebene, aber was tut's? Die Freundin hat das Buch in der Hand, sie trägt es mit all seinen Vorzügen, mit all seinen Schwächen; es mag sein, wie es will, sie liest es nicht nur mit den Augen, sie bewegt alles, was darin steht, in ihrem Herzen.

Was soll ich sagen zu den Büchern unserer Olga Meyer? Erläßt mir eine trockene und sachliche Würdigung des Werkes unserer «beliebten, viel gelesenen Kinder-Schriftstellerin». Es würde mir Mühe machen, «sachlich» zu bleiben. Ich sehe die papierenen Kinderchen alle vor mir in ihren sauber gewaschenen Sonntagskleidchen, wie sie daherkommen, um ihrer Mutter zum 60. Geburtstag zu gratulieren. Soll ich sie nun alle auf die Waage stellen, sie durchleuchten, ihr Herz untersuchen? Ach nein! Ich kenne den Werdegang eines jeden dieser Kinder zu gut. Ich weiß zu gut, wie sie herausgeboren worden sind aus ganz bestimmten Lebens- und Zeitumständen, wie ihr Werden aufs engste verknüpft ist mit dem Schicksal und der Entwicklungs geschichte ihrer Mutter, als daß ich sie miteinander oder gar mit andern Jugendbüchern zu vergleichen imstande wäre, als daß ich sie dem Range

nach einordnen und ihnen je nach Wert ganz bestimmte Plätze anweisen könnte. Lieber möchte ich sie alle auf den Schoß nehmen und lieb haben. Ich weiß, daß die einen Kinder der reinen Freude, daß andere mehr aus dem Schmerz heraus geboren worden sind. Ich weiß, daß die einen ansprechender sind, daß man ihnen auf bloßes Ansehen hin zujubelt und daß es andere schwerer haben, gerade weil sie aus schwierigeren Konflikten und Problemen heraus gewachsen sind und ihren Weg zum Licht mühsamer suchen mußten. Soll ich sie deshalb hintan stellen? Soll ich etwa das köstliche Anneli lieber haben als die ernste Rosmarie Stamm im Buche «Der Weg zu dir»? Nur weil Anneli frisch und unbeschwert als erstes Kindlein den Weg zum Leser von selbst fand und sein Herz im Sturm eroberte, während die ernste Rosmarie aus schwierigen, sozialen Problemen heraus den Weg finden mußte zum oft gedankenlosen und faulen Leser, der sich einfach darauf versteift, eine Olga Meyer müsse Geschichten schreiben für das kleine Kind, wie «Anneli» eine sei? Soll ich etwa den köstlichen «kleinen Mock» williger in mein Herzensbüblein herein lassen wegen seiner drolligen, frischen, gutherzigen Bubenart, als Rosmaries Partner, den ernsten Röbi Brand, der als Kind eines Arbeiters schwer den Weg findet zu einem freien und frohen Dasein?

Es bleibt mir nichts anderes übrig, als die Kinder alle miteinander heute zu grüßen und sie als Gesamtheit, als die «Familie Meyer», lieb zu haben, denn ich kann nicht anders. Sie stehen alle sauber da. Was will dies heißen? Es muß in diesem Zusammenhang gesagt sein: Es gibt auch eine Sorte unsauberer Kinderschriftstellerei. Man weiß, was heute zieht. Man hat das Glück, sich scharmant anpassen zu können an einen gewissen Zeitgeist. Man berechnet, daß man mit mutwilligen Purzelbäumen oder losgelassenen Raketen mehr verdient als mit ehrlicher und solider Arbeit, und so fabriziert man munter und sorglos Bücher für Kinder, die lachen und ihre Sensation haben wollen. Olga Meyer gehört nicht zu diesen Kinderbücher-Fabrikanten. Sie ist nicht vergleichbar mit dem Clown im Zirkus, der, wie es ihm auch zumute sei, vor dem Publikum seine Späße loslassen muß, «auf daß sie lachen»!

Auch ein Kinderschriftsteller hat sein eigenes, inneres Leben, auch ihn beschäftigen allerhand Probleme, auch er schreitet durch die Zeit als Wissender, Leidender, Kämpfender, als Mensch, dem es höchstes Anliegen ist, Güter zu bewahren, die in Gefahr sind, unterzugehen. Auch er strebt danach, sein Bestes zu geben. Die Bücher unserer Olga Meyer sind getragen vom hohen Willen, die Menschen verschiedener Gesellschaftsklassen einander nahezu bringen. Ihr Herz schlägt warm für alles Leidende, Bedrängte, Kämpfende, für alle, die auf der Schattenseite des Lebens aufwachsen müssen und Unrecht leiden, für alle, denen Liebe mangelt. Deshalb geht jedes ihrer Bücher klar und unentwegt den Weg vom Ich zum Du. Sie ruht nicht, bis das verlassene Kind, das einsame Mütterlein, die verachtete, schwer bedrängte Familie ihren Ort gefunden hat, wo das Herz heilen kann, weil es sich geborgen fühlt. Und zwar geschieht dies nicht durch irgendwelche «Machschaften», sondern durch das sorgfältige Abschreiten von Entwicklungsgeschichten, durch mannigfaltiges Geschehen in den Seelen der Menschen, bis die Lösung sich von selbst Bahn bricht.

Solches Wirken und unverdrossene Arbeiten kann nicht umsonst sein. Es trägt reichliche Frucht. Mögest Du, liebe Olga Meyer, heute den Dank

verspüren, nicht nur von den Kindern, sondern von all denen, die es ver mögen, von innen heraus Deine Arbeit zu schätzen und zu lieben. Komm mit Emilie Schäppi und mir und Deiner ganzen, unsichtbaren Lesergemeinde nochmals zu C. F. Meyers Grab, damit wir Dir dort in aller Stille die Hand drücken.

---

### **Liebe Frau Olga Meyer, Schriftstellerin und Redaktorin unserer « Lehrerinnen-Zeitung »**

Zur Vollendung Deiner 60 arbeitsreichen Lebensjahre kommen wir heute, Freundinnen und Kolleginnen, Dich herzlich zu beglückwünschen. Lieben Dank sagen wir Dir für Dein segensreiches Wirken für uns Lehrerinnen und für die Schule, die Dir so lieb ist. Wie sehr haben Deine lieben Fibelhefte «Mutzli», «Graupelzchen», «Köbis Dicki» uns das Lesenlehren erleichtert, unsern Sprachunterricht bei den kleinen Schülern gefördert! Der kleine Mock, Anneli, Wernis Prinz, Frosch Quäks halfen uns, Herzen und Sinne der Kinder zu öffnen und Verständnis zu wecken für das Alltagsleben gemütvoller Kinder, schlichter Leute und für das Leben unserer Freunde, der Tiere. Möchte Dir die glückliche, produktive Arbeitskraft, verbunden mit körperlicher Gesundheit, durch Dein siebentes Lebensjahrzehnt erhalten bleiben zum Wohl für die Dir so liebe Jugend, zur Freude Deiner Leser und Leserinnen, Deiner Kolleginnen und Freundinnen. Wir grüßen Dich, danken Dir und bitten Dich, die folgenden Einsendungen, die wir Dir in herzlicher Dankbarkeit widmen, gnädig aufzunehmen.

#### *Arbeitsprinzip im mündlichen Sprachunterricht Olga Meyer gewidmet*

Es bedeutet hier möglichst vielseitige, möglichst selbständige, schließlich führende Tätigkeit der Schüler in der Übung, Entwicklung und Förderung der Muttersprache und des Hochdeutschen, mündlich und schriftlich. Der Erfolg hängt ab von der Zahl der Schüler, die die Klasse zählt, vom Unterrichtsstoff (ob er der Altersstufe geistig angepaßt ist oder nicht), von der zur Verfügung stehenden Zeit und vom Lehrgeschick von uns Lehrenden.

Für unsere Erstkläßler gilt als erstes Ziel, daß sie in der Schule «heimisch» werden und sich natürlich geben wie zu Hause. Inmitten einer größeren Schülerschar verkriechen sich namentlich die schüchternen und die empfindlichen der Kleinen in ihr Schneckenhaus. Dann braucht es keine kleine Mühe, sie aus sich herauszubringen zu natürlichem Gebaren, wie sie sich zu Hause geben. Sie müssen Güte und Hilfsbereitschaft seitens des Lehrers spüren, damit sie Vertrauen fassen können, und die Sprache der ersten Schulzeit muß sich der Mundart befleißeln. Ihrer sprachlichen Entwicklung nach sind sie so weit gefördert, daß sie sich ohne Scheu in der Mundart ausdrücken und gerne von sich und ihren Erlebnissen berichten. Darum stellen Lehrer seit langer Zeit schon jede Woche eine Stunde oder jeden Tag 10 Minuten *zu freiem Erzählen* zur Verfügung, oder wir stehen zirka 10 Minuten vor Schulbeginn am Pult. Wer sich gern über Erlebnisse äußert, tritt zum Lehrer an das Pult und erzählt ihm.

Die Form des Unterrichtsganges ist heute nicht mehr die Form des Dialogs, ausschließlich Fragen seitens des Lehrers, Antworten durch die